

Nabelfrei**Das Goethe-Institut rüstet sich in Tutzing für die Welt**

Die Anekdote, die der indische Soziologe Surendra Munshi am Wochenende in der Evangelischen Akademie in Tutzing erzählte, wird vermutlich bald Eingang finden in den Hausschatz erbaulicher Geschichten des Goethe-Instituts. Warum er nie Veranstaltungen des Amerika-Hauses in Kalkutta besuche, habe ihn dessen Leiterin einmal gefragt, "zum Goethe-Institut gehen Sie doch immer?" Stimmt, habe er geantwortet, "und wissen Sie auch, warum? Sie machen Propaganda für Amerika. Das langweilt mich. Beim Goethe-Institut langweile ich mich nie." Die deutschen Kulturarbeiter im Ausland nämlich suchten künstlerische Ziele zu erreichen, nicht diplomatische: "Sie zeigen alle Gesichter ihres Landes, nicht nur die schönsten." Man hätte den dieser Tage heftig geschundenen Seelen der Goethe-Gemeinde wohl keinen besseren Balsam verabreichen können als den Zuspruch des weltläufigen Professors aus Kalkutta.

Im Zentrum der gegenwärtigen Debatte über die Zukunft des Goethe-Instituts war bislang hauptsächlich von Geld die Rede und vom drohenden Institutesterben in Westeuropa. Zu vermitteln, was es für die deutsche Kulturarbeit im außereuropäischen Ausland zu tun geben könnte, ist der Leitung des Hauses noch nicht gelungen. Diese argumentative Leerstelle zu füllen war das Ziel der Tutzinger Tagung. Wer eigentlich ist in China, Indien oder Brasilien an einem Kulturaustausch mit Deutschland interessiert? Wo gibt es mögliche Kooperationspartner? Und in welcher Form müßte ein solcher Austausch organisiert werden, um Früchte zu tragen? Daß man zu dieser Erforschung der eigenen Zukunft vorwiegend erprobte Freunde des Instituts eingeladen hatte, wird man den Kulturarbeitern kaum vorwerfen können. Denn auch die sparten bei allen Sympathiebekundungen nicht mit offenem Widerspruch.

Gleich der erste Redner, der Kölner Schriftsteller Navid Kermani, kritisierte die Fixierung der Institutsarbeit auf Westeuropa, wohin mehr als vierzig Prozent des Budgets fließen. Sieben Institute in Italien, aber nur eines in China zu unterhalten sei eine "groteske Verteilung der Mittel" und Ausdruck einer "fragwürdigen Weltsicht". Der Namenspatron des Instituts hätte "nur Spott" übrig gehabt für solchen Eurozentrismus - der allerdings einen simplen Grund darin hat, daß die italienische Regierung der Ansiedlung von Goethe-Instituten lange freundlicher gegenüberstand als die chinesische. Der brasilianische Soziologe Laymert Garcia dos Santos berichtete in Tutzing von längst etablierten wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Verbindungen zwischen seinem Land und Staaten wie Südafrika, China und Indien. Die Präsidentin des Goethe-Instituts, Jutta Limbach, spitzte die Beobachtung mit einer Bemerkung zu, die sie ähnlich in ihrem vielzitierten Interview mit der "Süddeutschen Zeitung" gemacht hat (F.A.Z. vom 13. April): "Wir Europäer sind die letzten, die noch glauben, wir seien der Nabel der Welt."

Allerdings sei es ein riskanter Irrtum, warnte Kermani, die überfällige Öffnung zur Welt mit Hoffnungen auf die friedensstiftende Kraft der Kultur zu begründen. Gegen islamistischen Terror helfe nicht die gemeinsame Lektüre des West-östlichen Divans. Gegen den Terror helfe nur Politik, die Polizei und zur Not auch das Militär. Tatsächlich hat die Leitung des Goethe-Instituts in den letzten Wochen das Völkerverbindende, Friedensstiftende, Krisenvorbeugende des Kulturaustauschs auffällig stark betont; vermutlich in taktischer Absicht, um angesichts der wachsenden Furcht vor einem "clash of civilisations" die

Fähigkeiten und Potentiale des Goethe-Instituts herauszustreichen. Die Risiken einer solchen Überbetonung räumte die Präsidentin in Tutzing ausdrücklich ein: "Unsere Arbeit muß sich von der Tätigkeit der politischen Stiftungen unterscheiden." Demokratieexport und Verfassungsmarketing sind nicht die primären Aufgaben des Instituts.

Freilich wäre es gleichfalls naiv, die politische Dimension seiner Arbeit zu leugnen. Es mag zu den internen Legenden gehören, daß die Arbeit des Instituts immer dann am besten gewesen sei, wenn sie lautes Murren bei der Bundesregierung ausgelöst habe, wie gelegentlich in der Amtszeit Helmut Kohls. Derlei Heldensagen aber sind Selbstbetrug, wie der Historiker Jörn Rüsen vom Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen erklärte. Es sei das Paradox auswärtiger Kulturpolitik, daß sie mit kulturellen Mitteln politische Ziele verfolge, die aber nur zu erreichen seien, wenn die Autonomie der Kunst respektiert werde: "Kulturpolitik macht sich die nichtpolitische Dimension der Kultur politisch nutzbar."

Daß gerade solch umwegige, untergründige, indirekte Werbung für die Freiheit die schönsten Erfolge erzielen kann, das wußten alle Referenten mit eindrucksvollen Beispielen zu belegen. Rüsen etwa sprach davon, wie ihm Zuhörer in China mit glühenden Ohren lauschten, wenn er ihnen über die Auseinandersetzung der Deutschen mit der nationalsozialistischen Vergangenheit berichtete. Und Kermani, dessen Eltern aus Iran stammen, erinnerte an die Nächte der Poesie im Garten des Goethe- Instituts von Teheran, zu denen sich einmal alle bedeutenden Schriftsteller des Landes versammelt hätten. Das Treffen habe iranische Literaturgeschichte geschrieben: Gerade das Beharren auf der Autonomie der Kunst sei in der Islamischen Republik das eigentliche Politikum gewesen.

HEINRICH WEFING

Alle Rechte vorbehalten. (c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main